

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 7

Nachruf: Albin Zollinger : zu seinem Gedächtnis
Autor: Frisch, Max

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Albin Zollinger †

Zu seinem Gedächtnis

von Max Frisch

„Hälfte des Lebens, ich halte dich wie eine Scherbe Krug und bedenke, dass ich sterblich bin. Der Mensch baut sich Häuser, um darin zu wohnen; aber er legt sich zum Sterben hinein, und die Häuser bleiben. Die Dichter bauen sich eine Unsterblichkeit, über sich selbst hinaus fortzuleben; aber sie verbrauchen die Zeitlichkeit darüber und verscherzen alles. Die Feldherren bauen in Menschenfleisch; aber die Ströme der Völker sind wie Ströme des Ozeans, es will sich nichts halten. Das Jenseits der Gläubigen kniet auf dem Erdball, verströmt sich in Kerzen. Welche Halsstarrigkeit der Erwartung, welcher Trotz vor der Gottheit! — ich will fühlend empfangen, was mir die Hand reicht, ich will die Verzückung suchen, wo sie mir ganz gelingt, Gott soll meine Sinne nicht einem Tölpel übergeben haben. Er strafe mich, wenn ich irre. Ich will lieber irren als zaudern. Ich will lieber lebendig als sittenfromm sein. Das Herz ist ein Strahl, der alles verklärt.“

*

Albin Zollinger, mitten in seinem Schaffen gestorben an einer Herzlähmung, war ein Dichter von seltener Berufung. Seine letzten Bücher, alle von einer grossen Unruhe geschrieben, lagen auch in diesen Tagen auf dem Tisch, stets wieder gelesen, in einer Weise gekannt, die bald schon einer Besessenheit gleichkommt, so, dass sie zu Zeiten alles andere verdrängen. Auch das gründliche Bewusstsein ihrer Mängel vermag nichts dagegen. Man liebt sie, wie unter Zwang, um der Glut ihres Herzens willen, um einer Sprache willen, die das Tosen eines Sturzbaches hat, dann wieder die Lieblichkeit eines Vogelliedes, die blühende Vielfalt aller irdischen Gewächse, um einer ungestümen Echtheit willen. Immer wieder ist es, als sehe man in ihnen das Wetterleuchten eines nahen Gelingens, wie es innerhalb unseres Landes nicht alle Jahrzehnte beschieden ist. Seine Gedichte vor allem zeigen ihn schon auf den hohen, einsamen, unsäglich gefährlichen Grat der Vollendung, so, dass wir ihn fortan wie ein Schicksal verfolgen, ohne ihn noch persönlich zu kennen. Das Glück, dass diese Verse einem Zeitgenossen gelungen sind, holt sie noch liebenswerter ins Gedächtnis.

O Gefälle zum Frühling,
hinabzugehen
Hänge des Weltraums,
die mir mit Goldenem
von Wohlgeruch
unter der Sohle sprossen!
Tal der Bläue
voll Strassen,

unendlicher Grund
mit dem Buschigen
holder Geborgenheit,
mit der Freunde
Begegnung am Brunnen,
die Wipfel, besteckt mit des Kuckucks
melodischer Ferne —

Aus allen Erzeugnissen, die wir in der Folge von ihm kennen lernen, sehen wir ihn in einem jähen, fast fanatischen Schaffen, in einem kühnen Aufstieg zur ganzen Künstlerschaft, die ihm nicht eine Sache des Geschmacks und des Ehrgeizes ist, sondern schlechterdings Schicksal, Unbedingtes, Wagnis auf Leben und Tod Leben, wie die Fülle einer noch unabsehbaren Beute, steht hinter ihm, Reichtum der Ergriffenheit, Erinnerung mit allen Dämonen schöpferischer Bedrohung; überwunden geben sie ihm die Heiterkeit der Reife.

Es tut nichts, du hast manche Liebe verloren, überall sind
Stätten des Abschieds, Wege der Wehmut und lächelnder Leere.
Geh vorbei, alles ist nichts, sei so leicht wie das Kind,
das in der Stunde weint und sich freut — es hat keine Schwere!

Ein anderes Mal heisst es vom Mannesalter:

Wunderliche Lebenshöhe,
Ruhevoller Berg der Kraft!
Himmelsräumen nahe, stehe
ich auf dem, was ich geschafft.

Breites Hochland des Erlebten
fällt in vielen Strassen ab,
der Besitz des lang Erstrebten
ist mir heute Wanderstab.

Was ich litt und was ich liebte,
liegt wie Laub, nahrhafter Grund,
Wasser, die das Dunkel siebte,
geben sich in Quellen kund —

Der Krieg, den Zollinger mit der männlichen Wachheit seines Geistes erlebt und erleidet, wo er andern längst eine dumpfe Gewöhnung ist, treibt ihn zur äussersten eigenen Anstrengung; in einem Urlaub von zwei Monaten entsteht ein ganzes Buch, ungestüm, wirr, als Ganzes misslungen und hinreissend wieder in der Vergeudung des Schönen — er weiss es, er holt zur neuen Anstrengung aus, rastlos, schonungslos im Dienst seiner Kunst, wie Millionen andere im Dienst des Krieges. Er weiss um das Dringende, darum, was er zu sagen hat. Heute, nach einem unsäglichen Anlauf, stirbt er kurz vor dem Gipfel, am Tag, als sein neues, im Umfang kleines, in der Erweiterung des Gelingens überraschendes und beglückendes Buch erscheint, mitten im Abschluss schon eines nächsten.

*

Unser Land — seine Heimat, die er mit allen Leidenschaften geliebt und gelitten hat — hat auch diesmal wenig um den Lebenden gewusst.

„Ich kann mich nicht über Ablehnung beklagen“, sagte er vor drei Wochen: „Ich fühle nur manchmal eine Feindseligkeit des Schweigens, abgesehen von seltenen Angriffen wirklicher Bosheit, ich leide nur unter einem Mangel an Echo, an Auseinandersetzung überhaupt — zu Zeiten fühle ich mich wie verfolgt davon.“

Unsere erste Begegnung, die nun als letzte und einzige in der Erinnerung stehen bleibt, ergab sich in einer Bauernstube auf dem Pfannenstiel, da, wo sein Buch handelte. Nicht ohne Gedenken daran kamen wir in die Wirtschaft, überrascht, dass ein Paar an unserem Platze sass, gleichfalls schon bei einem Imbiss mit Sauser. Ich erkannte ihn freilich bald, zögerte lange, ihn anzusprechen, in der Angst, man hätte sich nichts zu sagen. Die Herzlichkeit seiner Begrüssung, auch seinerseits ein Gefühl von der Liebenswürdigkeit des Zufalles, dass man sich gerade hier zum ersten Mal begegnet, ergibt alles weitere. Dabei ist er ein scheuer, auch in den Gebärden stiller Mann, dem die ungestüme Glut seines Wortes, die grosse Unruhe, die sein Erleben in die Tiefen der Schwermut und in die Höhen schwärmerischer Verzückungen trägt, nicht ohne weiteres anzusehen ist. Sein Aeusseres: es bleibt als Eindruck von einem straffen, knappen, männlich ungeglätteten Gesicht, das von der Anspannung gezeichnet ist; das Hiesige seines Kopfes wie seiner Stimme, die ländliche Herkunft, die uns schon aus seiner Dichtung vertraut ist. Ohne Mantel und Hut, ein älteres Gewand zum Wandern, das Unstädtische eines Mannes, der Paris in schillernden Visionen schrieb, die Unauffälligkeit eines Dorfschullehrers, der einen freien Nachmittag hat. Ueberraschend ist es, wie offensichtlich ihn die Begeisterung über seine jüngste Arbeit, die ich damals eben gelesen habe, die Begeisterung eines sehr viel Jüngeren erfreut. Als er dann, in Anbetracht der beiden Damen, den Vorschlag macht, ob man sich nicht bald einmal treffen könnte, und dabei spüren muss, wie sehr er dem heimlichen Wunsch des andern entgegenkommt, geschieht es mit einer nie erlebten Scheu davor, sich einem andern Menschen einfach anzuhängen, Einbrecher zu sein. Mehr als zwei Mal, als er Adresse und Nummer schon aufgeschrieben und im Rock verstaut hat, kommt ihm auf eine scheinbar umständliche und linkische Weise wieder das Zögern, ob es dem andern auch wirklich recht sei; es ist eine Höflichkeit des Herzens, eine Frommheit in allem Mitmenschlichen, die immerhin das Seltene einer Offenbarung hat. Er sagt, dass er Lehrer sei, unter selbstverständlicher Voraussetzung seiner Unbekanntheit. Er spricht vom quälenden Ungenügen an früheren Arbeiten, die an mangelnder Entfernung vom Tagesereignis leiden, in seinem Denken ganz nach vorwärts gerichtet, getragen von der Freude neuen Schaffens, das, wie eine grössere Gegenwärtigkeit hinter allem, heute auch nur einen freien Nachmittag hat, unten in der Stadt auf ihn wartet, wie die Rudel der Schulkinder. Auch wo er dem andern Fragen stellt, was man selber mache und treibe, lässt er ihn nicht einen Vergleich des Könnens

und der Begnadung empfinden, nur die Brüderlichkeit der Bemühungen, eine Art von Weltbrüderlichkeit, die es gibt, eine Art von gemeinsamer Gläubigkeit — Später, als er mit seiner Frau weggegangen war, liess er in der werktäglichen Bauernstube eine stille Freude zurück, Bewusstsein einer gesegneten Begegnung, das plötzlichen Mut stiftet in alle Verzweigungen des eignen Lebens hinein, die Hoffnung auf das Wiedersehen, das Warten und dann, schon nicht mehr von ihm, die plötzliche Nachricht von seinem Tode.

Jenseits steht immer der Tod,
allgegenwärtig.
Wer nachts, wer im Morgenrot
vor das Haus tritt, findet ihn seiner gewärtig.

Immer derselbe, lehnt
er an allen Türen
zu dieser Nacht, die sich dehnt,
immer gewillt, uns zu führen.

Aber wir fürchten das Land
vor den erhellten Hallen,
flüchten vor seiner Hand,
wollen uns lachend gefallen.

Heimlich, auf einmal, wankt
Einer hinweg von den Tischen.
Tödliche Dunkelheit rankt
sich wie Wind in die Nischen.

Der Kleinmut der Lebendigen, unser sündhafter Mangel an täglicher Grosszügigkeit, das Gefühl von der Einmaligkeit unseres Daseins, von der stündlichen Kündbarkeit unseres Daseins und das immer wieder erschrockene Bewusstsein, dass wir ausser der Gottheit und dem Tod nichts fürchten dürfen, — das ist das Einzige, was bleibt. Dass einer, der viel von dieser Grösse des Herzens hatte, mitten in seinen herrlichen Anstrengungen zusammenbricht und an diesem warmen, sonnigen Sonntagmorgen irgendwo in einer Wohnung aufgebahrt liegt, wie aus seiner eigenen Fülle gefallen, Vater eines halbjährigen Kindes; dass soviel Errungenes, mit unabsehbaren Opfern immer wieder Erobertes, soviel Einmaligkeit der Gnade einfach ausfällt, alldas ist von einer verzweifelten Traurigkeit.

* * *